



Schwester Marlyse Cantin: Das Leben begleiten

Das Provinzhaus der Ingenbohler Schwestern im Schönberg-Quartier in Fribourg, der Lebensort von Schwester Marlyse Cantin, erweckt den Eindruck gut geordneter Hektik. Der neu errichtete Teil beherbergt die EMS ISRF (Gesundheitseinrichtung für Ordensfrauen und Ordensmänner Fribourg). Diese Institution möchte kranke und betagte Schwestern und Brüder aus den verschiedensten Ordensgemeinschaften aufnehmen.

Schwester Marlyse Cantin wurde im Jahr 1944 in Estavayer-le-Lac geboren. Sie absolvierte die Krankenpflegeschule und arbeitete an verschiedenen Orten, bis sie in Gruyère eine Aufgabe im Hauspflagedienst übernahm. An der Universität machte sie einen Abschluss über das Thema «Trauer».

Sie entwickelte ein Programm für die Begleitung von Patienten, die vor dem Ende ihres Lebens stehen. Pfarrer André Vienny, Seelsorger bei der Caritas und ehemaliger Direktor von Tremplin, hat zusammen mit Sr. Marlyse, die Verantwortliche für die Ausbildung war, das Projekt lanciert.

Nach der Auflösung der Caritas Fribourg im Jahr 1987 wurde diese Dienstleistung von einer neuen Vereinigung übernommen, die sich «Das Leben begleiten, bis zum Tod» nennt.

Foto: Nadine Crausaz

Sr. Marlyse hat nicht nur aufgrund ihrer religiösen Berufung, sondern auch aufgrund ihrer Berufung zum Pflegedienst ihr ganzes Leben den Kranken gewidmet. Schon als kleines Mädchen hat sie nach dem Tod ihrer Mutter immer wieder das Bedürfnis empfunden, sich um ihre Nächsten, dann auch um Menschen zu kümmern, die ihr auf ihrem Lebensweg begegnet sind. Seit dem Jahr 1987 ist sie Mitglied einer Organisation, die sich der Begleitung von Menschen in der letzten Lebensphase widmet.

Während 20 Jahren haben Sie Hunderte von Freiwilligen ausgebildet?

Ich war in der Hauspflege tätig und musste oft feststellen, dass in der Phase des Lebensendes ein Glied in der Kette fehlt. Natürlich, die Familie war da, der Arzt, die Pflegenden, die Familienhilfe und auch nachbarlicher Beistand. Aber Freiwillige, die den Sterbenden begleiten, gab es damals noch nicht. Bevor ich andere ausgebildet habe, habe ich mich selber in diesem Bereich weitergebildet.

Es ist wichtig, dass man lernt, wie man bei einer Person, die man begleitet, präsent IST, noch bevor man etwas tut. Die Sterbenden erwarten, dass wir für sie mit einer warmen Präsenz und einem offenen Ohr da sind. Es braucht grossen Respekt vor der begleiteten Person, damit wir ihr gestatten können, ihren ganz eigenen Weg zu gehen. Man geht nicht auf Sterbende zu, um ihnen zu sagen, wie sie sterben sollen; man begegnet ihnen offen und in grosser Verfügbarkeit für das, was ihnen hier und jetzt widerfährt.

Welche Qualitäten zeichnen den freiwilligen Helfer aus?

Es braucht dazu ein wichtiges Stück Verfügbarkeit, es braucht Toleranz, Hören und Verzicht-

Können auf Beurteilung und Selbstliebe, Bereitschaft, sich zu verschenken, Echtheit, Respekt, Diskretion. Man muss ohne viele Worte verstehen können und das Schweigen respektieren.

Der Tod stellt uns vor eine Mauer des Nicht-Verstehens. Es melden sich Fragen, Zweifel kommen auf.

Der Tod ist ein Geheimnis. Wir verfügen oft nicht über die Worte, die erklären, was im Augenblick des Todes geschieht, auch nicht, was das Jenseits bedeutet. Wenn einen die Fragen bedrängen, dann ist es wichtig, sie dem Sterbenden zu überlassen, so dass er in sich selber eine eigene Antwort findet. Es geht darum, mit ungeheurem Respekt den Sterbenden mit seiner Sicht der Dinge, mit seinem Glauben und seiner Kultur gelten zu lassen. Wenn wir unvoreingenommen zuhören, dann schaffen wir Sterbenden die Möglichkeit, die Antworten in sich selber zu finden. Das braucht manchmal lange Zeiten des Miteinander-Schweigens. Wir müssen wissen, wie wir dieses Schweigen leben können; es kann leer oder gefüllt sein. Gutes Schweigen führt zum Reden und Sich-Aussprechen. Man muss dem Sterbenden Zeit lassen, sich auszusprechen oder zu schweigen.

Sie haben viele Jahre Erfahrungen gesammelt. Bemerken Sie es, wenn ein Mensch an sein Ende gekommen ist?

Die Sterbenden bleiben meist für einige Tage oder Wochen in der Palliativpflege. Wenn ich Kranke besuche, bemerke ich oft Zeichen, die mich spüren lassen, dass der Sterbende am Ende seines Lebens angekommen ist. In diesem Augenblick ist diskrete Präsenz wichtig; sie erlaubt es dem Sterbenden, sich unter den bestmöglichen Bedingungen zu verabschieden. Es

ist wichtig, dass man sich zurückzieht, wenn die Angehörigen da sind und den Wunsch äussern, alleine mit dem Sterbenden zu bleiben. Jedes Mal bin ich ganz persönlich betroffen, wenn ich Zeuge dieses grossen Geheimnisses sein darf.

Wie steht es mit der Angst vor dem Tod?

Angst vor dem Tod kommt kaum vor, wenn ein Sterbender palliativ begleitet wird. Wir verfügen heute über medizinische Mittel, die die Ängste verschwinden lassen, die Patienten beruhigen und die Schmerzen und Befürchtungen, die sie nach sich ziehen, beseitigen. Die Palliativpflege wirkt ganzheitlich. Die Anwesenheit und die aktive Zuwendung aller Pflegenden sind für den Sterbenden eine grosse Erleichterung. Wenn heute Angst sich einstellt, dann erscheint sie früher, etwa dann, wenn der Patient eine schwere Diagnose erhält.

«Ich bin gekommen, um das Sterben zu lernen; du aber hast uns beigebracht zu leben», das haben verschiedene Freiwillige am Schluss der Ausbildung geäussert.

Was löst dieses Wort in Ihnen aus?

Das ist für mich das grösste Geschenk, das ich von den Freiwilligen, die die Ausbildung für die Begleitung von Sterbenden mitgemacht haben, bekommen konnte. Nach meiner Meinung begleiten wir nicht etwa den Tod, wir begleiten das Leben bis zum Augenblick des grossen Übergangs.

Nadine Crausaz